

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 55 (1968)
Heft: 20

Artikel: Zu Stifter
Autor: Ramstein, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fache Formel: Politik ist für den Christen angewandte Nächstenliebe im weitesten Sinne des Wortes, und Dr. Spieß stellt die Frage, ob nicht jede Lehrerin in ihrem Erzieherberuf ein politisch tätiges Wesen sei!

Verschiedene Gründe wurden angeführt, die politische Abstinenz so vieler Bürger zu erklären. Hervorgehoben sei nur das Resultat einer speziellen Untersuchung, das zum Aufhorchen mahnt: Das bekannteste Boulevardblatt der Schweiz reserviert ganze 6 Prozent für positive politische Information, seine regelmäßigen Leser leben folglich in einer völlig apolitischen Umwelt. Vorkommende Mißstände jedoch und politische Entgleisungen werden groß aufgebauscht und dick herausgestellt – wer wollte sich für eine solch negativ dargestellte Politik begeistern und anspornen lassen?

Was kann die Schule, was kann die Lehrerin tun, damit die politische Wachsamkeit der Mädchen geweckt wird?

Erziehung zum politischen Engagement kann nie das Werk einiger Stunden sein, auch wenn diese im Stundenplan als «staatsbürgerlicher Unterricht» figurieren. Politik muß – dem Alter angepaßt – in den allgemeinen Unterricht eingebaut werden. Buben und Mädchen sollen zu kritischen, selbstbewußten Bürgern und Bürgerinnen erzogen werden. Mit althergebrachten Vorurteilen muß aufgeräumt werden, welche Mädchen immer noch von gewissen Fächern ausschließen. Das Schulstabenklima ist wichtig, das den Blick öffnet für größere Aufgaben. Warum denkt man nicht daran, den Schülern das richtige Zeitungslesen beizubringen, oder sie zu ermuntern, einem Politiker den Dank auszusprechen für eine gute Motion? Damit könnte man das praktische Interesse der Jugendlichen wecken für das, was «die da oben» tun, und «die da oben» kämen durch lebendigen Kontakt mit unten etwas aus ihrer Isoliertheit heraus.

Wir Frauen handeln falsch, wenn wir die Hände in den Schoß legen und passiv den großen Tag erwarten, der uns die politischen Rechte bringen wird. Jede Gelegenheit zum positiven Einsatz muß heute schon ergriffen werden. Klagen nützt nichts, arbeiten wir!

Noch ganz begeistert und erfüllt von der spritzigen, geistvollen Diskussion um Politik fanden sich Gäste und mehr als 100 Tagungsteilnehmerinnen am Mittagstisch zusammen, des Lobes voll über

das ansprechende Programm, des Lobes ebenso voll über die angenehme Unterkunft und vorzügliche Verpflegung im neuen Franziskushaus in Dulliken. Vertreter der Behörden und befreundeter Verbände brachten Grüße und gute Wünsche für eine erfolgreiche Tagung. Besonders kräftiger Applaus wurde A. Stückelberger, Zentralpräsident des Evangelischen Schulwesens der Schweiz, und Ernst Hess, Kantonaler Schulinspektor und Vertreter des Erz.-Departementes, dargebracht.

Die Stellung der unverheirateten Frau behandelte Ursula Buhofer, Psychotherapeutin in Luzern, in ihrem Nachmittagsreferat:

Verantwortliche Lebensgestaltung

Es ist ganz unmöglich, die tiefen, sehr subtilen Ausführungen hier auch nur zu skizzieren. Die Referentin forderte die ledige Frau auf, sich selbst und ihre innere Mitte zu finden, dialogisch zu leben, in Beziehung zu treten zu den Dingen und zur Wertwelt; zwischenmenschliche Beziehungen und ganz besonders die Beziehung zu Gott gehören unabdingbar zu einem ausgefüllten, voll gelebten Leben.

Die Ausführungen von Dr. Cadotsch während der Eucharistiefeier – ein Höhepunkt der Tagung – müßten für uns alle ein Programm sein: Das Gleichsetzen der beiden Gebote, Gottesliebe – Nächstenliebe war für die Juden ein Schock und ist für die Christen von heute noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden. Erst wenn wir uns der vollen Verantwortung bewußt sind, die eine umfassende, überströmende Liebe von Freund und Gegner uns auferlegt, können und dürfen wir das Wort des hl. Augustinus uns zur Richtschnur nehmen: «Liebe, und dann tue, was du willst». B. Läng

Zu Stifter

P. Ramstein

Das Gedenkjahr 1968 sei kein Grund, den Schülern à tout prix Stifter nahebringen zu wollen, sondern soll vielmehr die Frage aufwerfen, wann und wie man Klassen etwa für den großen Österreicher einnehmen könne. Gerade unseren Jugendlichen muß Stifter im allgemeinen recht unzeitgemäß erscheinen. Hier das Plakat, die Laut-

stärke, die Wirkung in die Breite, dort die Verhaltenheit, das sanfte Gesetz, ein Wirken in die Tiefe. Hier das Bedürfnis zu raschem Wandel, dort das Verharren und Verweilen. Und geschichtlich, vorab kriegsgeschichtlich: Hier Hekatomben aus zwei Weltkriegen, dort, im «Witiko», wenige, gleichsam sinnbildliche Opfer, wobei einer Klasse die Frage vorgelegt werden mag, ob frühere Kriege wirklich auch so schonend gewesen seien, wie Stifter stilisiert. Womöglich ein Anlaß zu Quellenstudium.

Gewiß kann gerade diese ganze Gegensätzlichkeit im Sinne vergleichender Betrachtung und Wertung zu Stifter, zu seiner Zeit und seiner Geistigkeit im besonderen hinführen. Nur wird dann Stifter eben nicht als Absolutes erfaßt.

Velleicht kommt man dem Dichter selbst mit reifen Klassen oberer Stufen am nächsten, indem man ihn bei seiner künstlerischen Arbeit zu erfassen sucht und beispielsweise auf dem Wege begleitet, den er von einer Urfassung zur Vollendung hin beschreitet, indem man den Dichter gleichsam an sich selber mißt. Es ist dies ja auch die Situation des Schülers, der sich verschiedentlich von einem Entwurf zu Besserem aufschwingen muß, womit eine gewisse Identifikation gegeben ist.

Daß vorab Urfassungen in Klassenbeständen kaum aufzutreiben sind, wirkt natürlich methodisch erschwerend und nötigt zu doppelt zielbewußtem Vorgehen beim Vorlesen einschlägiger Textstellen oder bei der Erteilung von Einzelaufgaben mit individuellem Referat vor der Klasse. Nicht weil Stifter ursprünglich «Kindergeschichten» (1842) oder «Kinderbücher» (1848)¹ plante, schlagen wir die «Bunten Steine» auf, sondern weil sich ein Stück wie beispielsweise «Granit» durch seine Gedrungenheit und Überblickbarkeit unserer Betrachtung empfiehlt.

Der Granitblock

Wie schildert Stifter den Granitstein in den beiden Fassungen? Wie wandelt er ab von der Urfassung zur Studienfassung?

In der Urfassung vermengt Stifter die Charakteristik des Granitklotzes mit der Schilderung eigenen Jugenderlebens, und man ist genötigt, die Merkmale des Steines (Standort, Form, Beschaffenheit, Alter) gleichsam aus dem subjektiven Rankenwerk herauszuarbeiten. Der erste Satz der Urfassung platzt sozusagen mit dem persönlichen «Ich» herein, wogegen die spätere Fassung den

Stein als solchen ausklammert und zum Thema des Eingangsabschnittes nimmt.

Hier der Text der Urfassung: «Als ich noch ein sehr kleiner Bube war, saß ich gerne auf dem großen viereckigen Stein, der auf unserer Gasse neben der Haustüre lag. Ich weiß nicht, wie alt ich damals war, aber das weiß ich, daß die Freude und Pein des Schulgehens und Lernens erst lange darnach anfing. Der Stein, auf dem ich so gerne saß und auf dem manchmal abends, wenn ich schon in meinem Bettchen liegen mußte, auch junge Burschen und Mädchen gerne saßen und Lieder sangen, hatte wohl an seinen Seitenflächen manche Rauhigkeit und unebene Aushauungen, war aber an der oberen Fläche von dem vielen Sitzen so glatt wie eine feine kunststreiche Glasur.»²

Die Studienfassung konzentriert sich einleitend auf den titelgebenden Granitblock, während das Subjektive, Erlebnismäßige ausgespart und dem zweiten Abschnitt vorbehalten bleibt. Der Dichter faßt die Charakteristik des Granitklotzes auch formal gleichsam in einen Block zusammen: «Vor meinem väterlichen Geburtshause, dicht neben der Eingangstür in dasselbe, liegt ein großer achteckiger Stein von der Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Würfels. Seine Seitenflächen sind roh ausgehauen, seine obere Fläche aber ist von dem vielen Sitzen so fein und glatt geworden, als wäre sie mit der kunststreichen Glasur überzogen. Der Stein ist sehr alt, und niemand erinnert sich, von einer Zeit gehört zu haben, wann er gelegt worden sei.»³

Das Steinmäuerchen

Auf ihrer Wanderung von Oberplan nach Melm gelangen Großvater und Enkel nach dem Wortlaut der Studienfassung zu einem quer im Pfad liegenden Steinmäuerchen, welches seine Tücken hat. Um zu dessen Überquerung freie Hand zu haben, ist der Großvater genötigt, Stock und Rock vorerst abzulegen und hernach wieder zu behändigen, und der kleine Begleiter bedarf großväterlicher Hilfe: «Bei diesen Worten waren wir zu einer Mauer aus losen Steinen gelangt, jenseits welcher eine grüne Wiese mit dem weißen Fußpfad war. Der Großvater stieg über den Steigstein, indem er seinen Stock und seinen Rock nach sich zog und mir, der ich zu klein war, hinaufhalf; und wir gingen dann auf dem reinen Pfad weiter.»⁴

Die Urfassung weist noch keine Quermauer auf, sondern zwei parallel verlaufende Mauern beidseitig des ansteigenden Pfades: «Von diesem Grunde aus geht man noch immer aufwärts durch die beginnenden Felder Melms, die sehr fett und üppig sind, und zwischen denen, zu beiden Seiten durch rohe Steinmauern eingerahmt, der Fußweg hindurchführt.»⁵

Nun werden diese beiden rahmenden Mauern von der Studienfassung nicht übernommen, dagegen taucht ausgangs Oberplan der querliegende Steigstein auf. Bereits in der Urfassung vorhandenes Motivmaterial wird wohl übernommen, jedoch variiert und künstlerisch anders eingesetzt und verwertet. Im Gegensatz zum Gemäuer in der Urfassung bekleidet das quere Weghindernis der Studienfassung eine bedeutsame inhaltliche und thematische Funktion, bezeichnet es doch sichtbar und unmißverständlich einen Abschluß und einen Beginn zugleich. Diesseits des Steigsteines liegt das bittere häusliche Erlebnis des Kindes: die Einschleppung der Wagenschmiere, die Ausbreitung dieser Pest im kleinen sowie die harte, dem Knaben unverständliche mütterliche Züchtigung. Bis hinan zum Quermäuerchen spendet der Großvater seinem Enkel Trost und stellt ihm abschließend gar einen Gang zur Pechbrennerei in Aussicht. Aber jenseits des Steigsteines ist vom häuslichen Erlebnis des Knaben nicht mehr die Rede: Die Rahmenepisode ist zum Abschluß gekommen, und man nähert sich der Haupterzählung.

Die Drillingsföhre

Ein weiteres Beispiel künstlerischer Vervollkommnung liefert das Motiv der Drillingsföhre, welches sich als Einzelmotiv, als Individuum gleichsam in der Urfassung noch nicht findet, denn dort ist lediglich kollektiv von «den Drillingsföhren» die Rede, bei denen das Vöglein gesungen habe: «... es war schier auf der nämlichen Stelle, auf welcher wir jetzt gehen; – denn die alten Leute sagten immer, daß es bei den Drillingsföhren gewesen sei – ...»⁶ Eine Schilderung ins einzelne ergibt sich nicht aus dieser Konstellation heraus. Erst in der späteren Fassung kristallisiert sich aus einer Vielheit das Einzelmotiv der Drillingsföhre heraus, bei dem der Dichter verweilt und welches er genau ins Auge faßt: «Der Großvater zeigte nach einer Weile auf einen Baum und sagte: „Das ist die Drillingsföhre“. Ein großer Stamm ging in die Höhe und trug drei schlanke Bäume, wel-

che in den Lüften ihre Äste und Zweige vermischten. Zu seinen Füßen lag eine Menge herabgefallener Nadeln. „Ich weiß es nicht“, sagte der Großvater, „hatte das Vöglein die Worte gesungen, oder hat sie Gott dem Manne in das Herz gegeben: aber die Drillingsföhre darf nicht umgehauen werden, und ihrem Stamme und ihren Ästen darf kein Schaden geschehen.“ Ich sah mir den Baum recht an, dann gingen wir weiter...»⁷ Man geht wohl kaum fehl, im Motiv der einzelnen Drillingsföhre ein Dreifaltigkeitssymbol zu vermuten: Da ist der große Hauptstamm, der sich dreiteilt, wobei aber die Äste und Zweige der drei schlanken Stämme doch wieder eine Einheit bilden, indem sie sich vermischen. Der Baum erscheint gebannt und darf weder am Stamm noch am Geäste Schaden nehmen. Dazu die ganze Einbettung und Verankerung im Religiösen: es sei nicht gewiß, ob Gott selbst die heilenden Worte übermittelt habe, jedenfalls wird das Vermommene dem Pfarrer kundgetan, der es seiner Gemeinde weitergibt, worauf die Pestseuche ihr Ende findet.

Die Machtbuche

Auch sie ein Beleg für Stifters «Feile». Und auch hier Kondensation: Ausarbeitung ins Detail, wobei dem herrlichen Einzelmotiv ebenfalls ein recht unbestimmtes Kollektiv zu Gevatter steht. Kurz nach der Drillingsföhre taucht in der Studienfassung die weithin sichtbare Machtbuche auf, von der es heißt: «Siehe, das ist die Machtbuche, das ist der bedeutsamste Baum in der Gegend, er wächst aus dem steinigsten Grunde empor, den es gibt. Siehe, darum ist sein Holz auch so fest wie Stein, darum ist sein Stamm so kurz, die Zweige stehen so dicht und halten die Blätter fest, daß die Krone gleichsam eine Kugel bildet, durch die nicht ein einziges Äuglein des Himmels hindurchschauen kann. Wenn es Winter werden will, sehen die Leute auf diesen Baum und sagen: „Wenn einmal die Herbstwinde durch das dürre Laub der Machtbuche sausen und ihre Blätter auf dem Boden dahintreiben, dann kommt bald der Winter.“ Und wirklich hüllen sich in kurzer Zeit die Hügel und Felder in die weiße Decke des Schnees. Merke dir den Baum, und denke in späten Jahren, wenn ich längst im Grabe liege, daß es dein Großvater gewesen ist, der ihn dir zuerst gezeigt hat.»⁸ Als materielle, motivische Vorlage zur einzelnen Machtbuche müssen in der Urfassung die Ahorne

(kollektiv) des Machthofes angesprochen werden, die schon öfters des Knaben Bewunderung erweckten, im einzelnen jedoch nicht weiter gewürdigt werden: «Der Großvater hatte gleich und nur allein in dem ersten Hause, zu dem wir kommen sollten, zu tun, nämlich in dem Machthofe, an dem ich schon öfter, wenn ich hinübergekommen war, die großen Ahorne bewundert hatte, die in einer Gruppe hinter der Scheuer standen.»⁹

Gerade von diesen Ahornen des Machthofes aber ist in der Studienfassung mit keinem Wort mehr die Rede, steht doch dort die einzelne Machtbuche.

Der Vergleich

An sich schon der Betrachtung wert, rückt doch erst der Vergleich der beiden Baumgestalten Stifters Kunst ins volle Licht. Beide Bäume bedingen sich künstlerisch sowohl durch Gegensätzlichkeit als auch durch Gemeinsames: Die Drillingsföhre strebt zur Höhe, die Machtbuche dagegen erscheint gedrungen und kugelförmig. Am Stamm der Föhre liegen bereits eine Menge Nadeln, jedoch die Buche behält ihr Blattwerk bis zum letzten. Die Drillingsföhre ist bedeutsam durch ihre sagenverbrämte Vergangenheit; hier ertönte das Liedchen, das den Menschen Rettung brachte. Die Machtbuche dagegen verkörpert bodenverwurzeltes Sein, gleichsam faßbare Realität. Aber Dauer ist beiden Gebilden gemeinsam: Die Föhre verdankt ihr Fortbestehen ihrer geistlichen Weihe, und die Buche sichert sich durch ihre Zähigkeit und Härte.

Damit setzt Stifter die erst in der Studienfassung konzipierten Baummotive in wechselseitige künstlerische Beziehung.

Die Farbsprache

Nicht allein als Maler, sondern auch als Dichter ist Stifter der Farbe verpflichtet. Aber er erschafft nicht vorab Buntheit, sondern verharrt im wesentlichen bei einigen Hauptfarben wie Grün, Rot, Weiß, Grau, Schwarz mit Zwischentönen. Dabei reden die Farben, erscheinen sinnvoll, ja, sinnbildlich. So untermaut beispielsweise die Verbindung von Weiß und Grün oder Licht und Grün (auch reziprok gültig) unter anderm Gefühle und Gehalte des Hoffens, der Zuversichtlichkeit. Gerade an den Farbakzenten mögen Schüler wohl besonders leicht Stifters Kunst als ein Bewegtes und Zielstrebiges ablesen und erkennen:

Da zeigt die reife Fassung zweimaliges Grün und Weiß, wo sich in der Urfassung noch nichts findet an den entsprechenden Stellen. Erstmals dort, wo das Kind mit dem Großvater den Schauplatz herber Züchtigung verlassen darf und ins Freie wandelt: «Wir gingen auf einem weißen Wege zwischen dem grünen Rasen dahin. Mein Schmerz und mein Kummer war schon beinahe verschwunden, ich wußte, daß ein guter Ausgang nicht fehlen konnte, da der Großvater sich der Sache annahm und mich beschützte.»¹⁰

Die entsprechende Stelle der Urfassung lautet lediglich: «Der größte Schmerz hatte in meinem Herzen schon etwas nachgelassen, die freien Frühlingslüfte spielten um das Sonntagshütchen und um das Angesicht, ich frischte daher meinen Mut auf, nahm mir das Wort und erzählte ihm, wie . . .»¹¹

Der zweite farbsymbolische Schwerpunkt, Zuversichtlichkeit bezeichnend, gehört ebenfalls erst der reifen Fassung an und findet sich als gestalterischer Gegenpol nicht in der Rahmenerzählung, sondern in der Pestgeschichte selbst.

Nachdem der Knabe das Mädchen vom schwarzen Tod errettet hat, führt er es, da es wieder bei Kräften ist, zum menschenleeren Wald hinaus den Siedlungen entgegen. Vorerst sind zwar noch «Dornen», «spitzige Hölzer», «große Felsen», «Dickichte» und «Sümpfe» zu meiden, dann lichtet sich der Wald und zeigt spärliches Weiß mit lichtem Grün: «Sie (die Kinder) gingen an vielen Bäumen vorüber, an der Tanne mit dem herabhängenden Bartmoose, an der zerrissenen Fichte, an dem langarmigen Ahorne, an dem weißgefleckten Buchenstamme mit den lichtgrünen Blättern, sie gingen an Blumen, Gewächsen und Steinen vorüber, sie gingen unter dem Singen der Vögel dahin, sie gingen an hüpfenden Eichhörnchen vorüber oder an einem weidenden Reh.»¹² Nach den eher noch beklemmenden Motiven der moosbehangenen Tanne, der zerrissenen Fichte und des langarmigen Ahorns fließen Weiß und Grün ein und bilden den Übergang zum lieblich belebten Naturbild. Daß dabei die Farbgebung durchaus unscheinbar ist, gehört gerade zum Wesen der Sinnbildlichkeit.

Ein Ausblick

Das Pest-Thema rechtfertigt einen erweiterten Hinweis auf Gotthelfs «Schwarze Spinne», wobei literarisch ansprechbaren Schülern eine bemerkenswerte Motivparallele aufgezeigt werden kann,

denn beide Dichter gestalten den Tod auf dem kontrastierenden Hintergrund des Frühlings. Bei Stifter fällt der Pestausbruch auf die Zeit unmittelbar nach der Blüte: Es war einmal in einem Frühling, da die Bäume kaum ausgeschlagen hatten, da die Blütenblätter kaum abgefallen waren, daß eine schwere Krankheit über diese Gegend kam...»¹³ Und in der drastisch-augenfälligen Variante: «Über die weißen Blütenblätter, die noch auf dem Wege lagen, trug man die Toten dahin, und in dem Kämmerlein, in das die Frühlingsblätter hineinschauten, lag ein Kranker, und es pflegte ihn einer, der selbst schon krankte.»¹⁴ Und zur Zeit der ausgehenden Blüte läßt Gott helf die Pesterzählung zum besten geben: «... mittendrin (in der Halde) stand... ein schönes Haus, eingefaßt von einem prächtigen Baumgarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem späten Blumenkleide...»¹⁵ Und eben unter einem dieser Bäume erzählt dann der Großvater das Pestbegebnis.¹⁶

¹ Gesammelte Werke, Insel 1959, Bd. III, S. 837 (hgg. v. Max Stefl)

² Erzählungen in der Urfassung, hgg. v. Max Stefl, Basel 1953, Band III, Seite 263

³ Inselausgabe, Bd. III, S. 19

⁴ III, 28/29

⁵ Urfassung: III, 271

⁶ Urf. III, 276 f.

⁷ III, 38

⁸ III, 39

⁹ Urf. III, 279

¹⁰ III, 26

¹¹ Urfassung III, 269

¹² III, 53 f.

¹³ III, 33

¹⁴ III, 34

¹⁵ Gotthelf, Werke, hgg. von Rud. Hunziker, Rentsch-Verlag, Bd. I, S. 30

¹⁶ Gotthelf, S. 47 ff.

Arbeitsaufgaben:

1. Beobachtet die Schafe auf der Wiese! (Anzahl, Alter, Jungtiere. Was tun sie?)
2. Beschreibt ein ausgewachsenes Schaf! (Größe, Kopf, Augen, Ohren, Nase, Maul, Fell, Beine)
3. Zeichnet den Kopf!
4. Beobachtet, wie sie Gras fressen, Salz lecken!
5. Beobachtet ein wiederkägendes Schaf!
6. Stellt Fragen an den Schafbesitzer zusammen!

Für Aufgabe 1 ist ein besonderer Lehrausgang nötig. Die Gruppen beobachten längere Zeit und notieren sich Stichworte. Beim mündlichen Gruppenbericht zeigte es sich, daß die Schüler Mühe hatten, die treffenden Tätigkeiten zu nennen. In der anschließenden Sprachübung suchen wir die Tätigkeitswörter, die uns genau sagen, was die Schafe tun: liegen, wiederkäuen, schnuppern, fressen, kratzen, saugen, blöken... Wir üben die Vergangenheit und bilden auch Sätze.

Die Schafe auf der Wiese

(Gruppenbericht)

Am letzten Freitag beobachteten wir die Schafe im Burggut. Wir zählten 23 Schafe, 10 junge und 13 alte Tiere. Als wir sie beobachteten, wurden sie auf uns aufmerksam. Sie schauten uns zu. Bald fraßen sie aber wieder weiter. Einige Schafe rissen Blätter vom Buchenbaum ab. Vier Tiere wiederkauten. Nun streute der Herr Lehrer Salz auf die Mauer. Gierig rannten die Schafe zum Salz und schnuppern daran. Dann leckten sie es auf. Das Mutterschaf beschützte die erst zwei Tage alten Lämmlein. Wenn diese beim Mutterschaf Milch saugen, wedeln sie mit den Schwänzchen. Die Lämmlein hüpfen auf der Wiese lustig umher. Sie spielen miteinander. Frau Jann nahm zwei Lämmlein in die Arme und trug sie fort. Das Mutterschaf begleitete Frau Jann, weil es sich um seine Kinder sorgte.

Ruedi Seitz, 4. Kl.

Fragen an den Schafbesitzer: (Aufgabe 6)

Wie werden die Schafe im Winter gehalten?

Was fressen sie dann?

Wann und wievielmal im Jahr werden sie geschoren?

Wie teuer ist die rohe Schafwolle?

Wieviel Wolle liefert ein Schaf im Jahr?

Was kostet ein Schaf?

Welche Krankheiten bekommen Schafe?

Sind sie im Sommer auf der Alp? Wo?

Aussehen des Schafes

(Gruppenbericht)

Ein ausgewachsenes Schaf wird 60 bis 80 cm hoch und über 1 m lang. Der Kopf des Tieres ist länglich und schmal. Die Haare auf dem Kopf sind kürzer als am

Wir beobachten Schafe (Naturkunde auf der Mittelstufe)

Walter Lüchinger

Besonders im Frühling und Herbst bieten sich genügend Gelegenheiten, Schafe auf der Weide zu beobachten. Wir streuten ihnen von Zeit zu Zeit ein wenig Salz aufs Gras. So war es uns leicht möglich, sie aus der Nähe während längerer Zeit genau zu beobachten.